

KIRCHE FÜR
MORGEN



Was Kirche für morgen heute bewegt

1.2022

Zitronenfalter

www.kirchefuermorgen.de



Das Fremde und Wir

**Ausgrenzung und
Umarmung**
Miroslav Volf

**Alltagsrassismus
und Kirche**
Sarah Vecera

**Glaube und
Fremdheitsgefühle**
Jay Friedrichs

Liebe Leserinnen und Leser,

Es ist Sommerzeit. Zeit der Fernreisen. Wie sehr genießen wir es im Urlaub, in der Fremde und unter Fremden zu sein. Aber wie sieht es in unserer Nachbarschaft, unserer Gemeinde, unserem Land aus mit der Freude am Fremden? Und sind wir uns nicht manchmal selber fremd... sogar oder erst recht, in unserer Art zu glauben?

Die Antike erkannte das Fremde in der Dimension unterschiedlicher Sprachen, griechisch: βάρβαρος, barbaros: Barbar war der Fremde, der schlecht griechisch und damit unverständlich sprach. Aber stimmt die Bewertung: das Eigene, Vertraute ist gut, alles Fremde ist „barbarisch“?

Diese Ausgabe des Zitronenfalters lädt ein, sich mit dem Fremden in mir auseinander zu setzen. Die Autorinnen und Autoren stellen Fragen: Miroslav Wolf: Ausgrenzen oder umarmen? Andreas Hiller: Wie gehe ich mit Vorurteilen um? Sarah Vecera: Macht Alltagsrassismus vor der Kirchentür halt? Und Jakob „Jay“ Friedrichs: Was mache ich, wenn der eigene Glaube fremd wird?

Für uns, Tabea und Johannes, ist es zusammen mit Christian Kohler die letzte Ausgabe, an der wir mitgearbeitet haben. Wir verabschieden uns aus dem Redaktionsteam und danken für wunderbare Jahre der kreativen Teamarbeit und für unzählige konstruktive Rückmeldungen!

Wir wünschen viel Freude beim Stöbern, Lesen und Fremdeln.



Tabea Hieber und Johannes Stahl

vom Redaktionsteam



Kfm ist jetzt auch auf Instagram unterwegs

IMPRESSUM

Der Zitronenfalter wird herausgegeben von Kirche für morgen e.V., Am Auchtberg 1, 72202 Nagold
Fon: (0700) 36 69 36 69, red@kirchfuermorgen.de, www.kirchfuermorgen.de

Erscheinungsweise: 2-3 x jährlich.
Bestellung (auch weitere Exemplare) bei der Geschäftsstelle.
Die Zusendung ist kostenlos.

Bankverbindung: Evangelische Bank eG, Kassel
IBAN: DE43520604100000 419435
BIC: GENODEF1EK1
Wir danken allen, die durch ihre Spende die kostenlose Weitergabe des Zitronenfalters ermöglichen.
Redaktionsteam: Johannes Stahl, Göppingen (ViSDP); Tabea Hieber, Markgröningen; Andreas Hiller, Sindelfingen; Christian Kohler, Ostfildern; Carmen Lauble, Remshalden;

Werner Lindner, Winnenden; David Lehmann, Tübingen; Bettina Stippich, Steinenbronn
Waltraud Herrmann, Göppingen

Layout: AlberDESIGN, Filderstadt
Druck: Druck + Medien Zipperlen GmbH, Dornstadt
Versand: LWV. Eingliederungshilfe Tannenhof Ulm

Redaktionsadresse: red@kirchfuermorgen.de und über die Geschäftsstelle
Anzeigenpreise: lindner-service@gmx.de
Titelbild/Rückseite: ©AdobeStock_nito

Bitte melden Sie sich, wenn Sie künftig mehr oder weniger Exemplare des Zitronenfalters wünschen, bei: Geschäftsstelle Kirche für morgen e.V. Am Auchtberg 1, 72202 Nagold, Tel.: +49 (0700) 36693669, Mail: info@kirchfuermorgen.de

Das Fremde und Wir

Editorial Seite 2

Zum Thema

Kfm-Positionenlicht Seite 3
Angie Schwarz und Andreas Arnold zum Titelthema

Von der Ausgrenzung zur Umarmung Seite 4
Prof. Dr. Miroslav Wolf ausgewählt und übersetzt von Johannes Stahl

Bausteine

Das Fremde in mir Seite 8
Pfr. Andreas Hiller zu Vor-Urteilen und wie damit umgehen

Alltagsrassismus Seite 10
Einblicke von Sarah Vecera

Grenzen überwinden Seite 12
Jay Friedrichs im Interview mit David Lehmann

Himmelsfels Seite 14
Ein Gespräch über einen interkulturellen Begegnungsort von Carmen Lauble

Kfm intern

Eine Handvoll Fragen an drei Synodale Seite 16
Matthias Böhler, Reiner Klotz, Tobi Wörner

Der neue Bischof im Interview Seite 18
Ernst-Wilhelm Gohl stellt sich den Fragen von Marion Blessing

Termine Seite 19
Einkehrtage von Kirche für morgen e.V.

Zu guter Letzt Seite 20
„Fremde“ selbst gemacht

Um den Lesefluss nicht zu beeinträchtigen wird in unseren Texten nur die männliche Form genannt, stets ist aber die weibliche und andere Formen gleichermaßen mitgemeint.

Fremdheitserfahrungen

Die beiden Vorsitzenden Angie Schwarz und Andreas Arnold über das „Fremdeln“ in ihrer Kirche.

» Es gibt Momente, in denen ist uns diese Kirche fremd. Nicht etwa, weil wir uns nicht als ein Teil von ihr verstehen würden. Sondern weil uns das, was uns begegnet, als völlig aus der Zeit gefallen erscheint. Zwei Beispiele aus jüngster Zeit.

Taufe

Fangen wir mit dem kleinen an: Ein Erwachsener, kurz vor 30, entscheidet sich dafür, sich taufen zu lassen. Es kostet ihn viel Mut. Im Gespräch bringt er zum Ausdruck, dass er sich als erwachsener Täufling nicht gesehen fühlt in dieser Kirche. Fast alles, was er auf offiziellen Seiten liest, bezieht sich auf die Säuglingstaufe. Dennoch bringt er den Mut auf, sich im Gemeindegottesdienst vorne hinzustellen und sich vor aller Augen taufen zu lassen. Beim Blick auf die offizielle Taufurkunde der Landeskirche wird deutlich, was er meint. Sie ist überschrieben „Unter der Fürbitte der Gemeinde, Eltern und Paten hat am ...“ Auf Nachfrage erklärt das Meldewesen der Landeskirche: Das ist Kirchengesetz und geht nicht anders. Pech für den Menschen, der nicht ins Schema passt. So eine Kirche ist uns fremd.

Bischofswahl

Viel schwerer wiegen aber sicherlich die Ereignisse, die sich im März rund um die Bischofswahl zugetragen haben. Die Vor-

gänge sind außerhalb der Synoden-Bubble kaum jemandem verständlich zu machen. Da helfen auch die ausführlichen Erklärungen im Nachgang nicht weiter. Menschen schämen sich für die Kirche, sind verärgert, wenden sich ab. Die Frage, ob alles konform mit den Gesetzen war oder ob wir jetzt den „richtigen“ Bischof gewählt haben, ist dabei gar nicht entscheidend. Problematisch ist etwas ganz Anderes: Das fehlende Gespür dafür, dass ein Vorgang zwar rechtmäßig sein kann, aber deshalb im Jahr 2022 von den Menschen trotzdem nicht mehr als richtig empfunden wird.

Aus der Zeit gefallen

Was wir tun und vor allem wie wir es tun, ist vielfach schlicht aus der Zeit gefallen. Vor Jahrzehnten mag es üblich gewesen sein, dass in Hinterzimmern weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit arrangiert und gedealt wurde. Doch heute ist das nicht mehr vermittelbar. Wir brauchen dringend eine Kultur-Veränderung! Ganz zu schweigen von der Frage, was sich eine Kirche leistet, die so mit hochkompetenten und integeren Persönlichkeiten umspringt, denen offiziell die Eignung für ihr höchste Amt attestiert wurde. So eine Kirche ist uns fremd. Wir möchten uns weiterhin dafür einsetzen, dass sich das ändert in unserer Kirche. Denn das bleibt sie, auch in der Fremdheitserfahrung: unsere Kirche.



Angie Schwarz,
Tübingen,
kfm-Vorsitzende



Andreas Arnold,
Filderstadt,
kfm-Vorsitzender

Ausgrenzung und Umarmung

Die Realität im einundzwanzigsten Jahrhundert beunruhigt. Die einfache Tatsache, in irgendeiner Weise anders zu sein, wird als etwas Böses definiert. Warum macht uns das Fremde zu schaffen und wie können wir als Christ:innen glaubwürdig damit umgehen? Johannes Stahl hat seinen ehemaligen theologischen Lehrer Dr. Miroslav Volf befragt.

» Mein Auslandsstudium liegt ein Vierteljahrhundert zurück, damals in den USA begegnete mir Dr. Miroslav Volf, ein Europäer mit kroatischen Wurzeln. Volf ist inzwischen Professor in Yale und hat seine Thesen von Ausgrenzung und Umarmung, die mich in den 90ern gepackt haben, ausgereift und differenziert. Geboren aus der persönlichen Erfahrung einer tödlichen Unversöhnlichkeit in Serbien und Kosovo vertritt Volf die Ansicht, dass christliche Theologie Wege finden muss, um sich mit dem Hass auf Andere auseinanderzusetzen. Gibt es eine Hoffnung, unsere Feinde zu umarmen? Indem Volf auf die neutestamentliche Metapher der Erlösung als Versöhnung zurückgreift, schlägt er die Idee der Umarmung als theologische Antwort auf das Problem der Ausgrenzung vor. Er sagt: „Wir stellen zunehmend fest, dass die Ausgrenzung zur Hauptsünde geworden ist, die unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit verzerrt. Angesichts dessen müssen Christen lernen, dass das Heil nicht nur dann kommt, wenn wir mit Gott versöhnt sind und nicht nur dann, wenn wir lernen, miteinander zu leben. Gottes Heil kommt, wenn wir den gefährlichen und kostspieligen Schritt tun, uns dem anderen zu öffnen, sie oder ihn in die gleiche Umarmung einzuschließen, mit der wir von Gott umarmt wurden.“

*Gibt es eine
Hoffnung,
unsere Feinde
zu umarmen?*

Identitätszentrierte Konflikte innerhalb und zwischen den Nationen waren lediglich Strömungen im großen Strom der glo-

Ihr Motto lautet:
"Europa wird
entweder
christlich sein
oder es
wird aufhören
zu sein"

balen Integrationsprozesse und der Ausbreitung der globalen Monokultur – so dachten wir am Ende des letzten Jahrtausends. Aber die Welt ist nicht mehr geeint, und der Widerstand gegen die Globalisierung kommt nicht mehr nur von Randgruppen und kleineren Nationen. Aber auch, weil die Globalisierungsprozesse eine Spur des Leids und der Orientierungslosigkeit hinterlassen haben, die sich am deutlichsten in den außerordentlichen Diskrepanzen von Reichtum und Macht zwischen und innerhalb der Nationen der Welt, der fortschreitenden ökologischen Zerstörung und dem Verlust des Gefühls kultureller, religiöser und nationaler Identität und Kontrolle zeigt.

Nationale, ethnisch-kulturelle, religiöse, rassische, geschlechtliche und sexuelle Identitäten sind heute wesentliche Triebkräfte der Politik. Bei der Wahlkampagne "Make America Great Again!", die Donald Trump ins Weiße Haus brachte, ging es vor allem um Identität, um die Wahl zwischen einem weißen, "jüdisch-christlichen", nationalistischen Amerika und einem pluralistischen Amerika, in dem Gruppen mit unterschiedlichen, dominanten Identitäten unter einem Dach zusammenleben. Bei den extremen Rechten geht es um Identität.

Religionen haben immer auch ein Identitätsanliegen, aber sie werden oft mit anderen Identitäten und Interessen verbunden. Zwei Varianten des Christentums, der Katholizismus und die Orthodoxie, waren zusammen mit dem Islam der Grund für den Krieg zwischen ethnischen Gruppen im ehemaligen Jugoslawien, als Volf sein Buch „Ausgrenzung und Umarmung“ schrieb. In identitätszentrierten Kämpfen fungieren Religionen in der Regel als Marker für Gruppenidentitäten und als Werkzeuge im Dienst politischer Kräfte, die als Hüter dieser Identitäten auftreten. Sie verlagern den Konflikt in den Bereich des Sakralen und erhöhen seine Brisanz.

Das ist schlecht für die Welt und für die Religionen selbst. In ihren Ursprüngen und in ihren besten historischen Ausprä-

gungen sind alle Weltreligionen universelle Religionen, die jeden Menschen als menschliches Wesen ansprechen.

In der europäischen Neuen Rechten – "génération identitaire" in Frankreich, "identitäre Bewegung" in Deutschland und Österreich, "generation identity" in Großbritannien – sieht Volf die einflussreichste politische Identitätsbewegung im Westen. Sie ist auch philosophisch eine der Anspruchsvollsten. Die Vertreter der europäischen Neuen Rechten lehnen nicht nur die angebliche Dekadenz und Leere der westlichen Kultur ab, sondern auch den Kapitalismus und das Primat der instrumentellen Vernunft, von denen man annimmt, dass sie dieser Dekadenz und Leere zugrunde liegen. Doch der Hauptfeind dieser Identitären sind die kosmopolitischen, multikulturellen und liberalen Globalisten. Sie sind es, die Europas Tore weit geöffnet haben für das, was der französische Schriftsteller und Polemiker Camus Renaud "Gegenkolonisation", "die große Dekulturation" oder "die große Ablösung" nennt. Drei Begriffe für die Vorstellung, dass Menschen aus dem Nahen Osten, Nordafrika und Subsahara-Afrika, die meisten von ihnen Muslime und alle nicht weiß, allmählich die weiße Mehrheit Europas, die Träger der christlich geprägten Zivilisation, ersetzen.

Die meisten europäischen Identitären sind Christen, oft junge, konservative Katholiken; selbst die Atheisten unter ihnen bestehen auf dem christlichen Charakter des säkularen Westens. Ihr Motto lautet: "Europa wird entweder christlich sein oder es

Die Praxis der
Umarmung ist eine
Dimension des
wahren Lebens,
das durch Jesus
Christus, das
fleischgewordene Wort,
ermöglicht wurde.

wird aufhören zu sein". Wenn es jedoch um den Inhalt ihrer gesellschaftlichen Vision geht, ist der christliche Glaube, den die europäischen Identitären ebenso wie ihre Pendants in Amerika und Russland für sich beanspruchen, zu einem sakralisierten Identitätsmerkmal und einem Werkzeug in politischen Kämpfen ausgehöhlt worden.

Die Identität eines Menschen als "Ebenbild Gottes" und "Kind Gottes" wird bei Caroline Sommerfeld, einer führenden Philosophin der Neuen Rechten, in andere Identitäten eingepasst und nicht umgekehrt. Wir sind in erster Linie Mitglieder unserer ursprünglichen Gemeinschaft – Heimat, geografische Region usw. – und erst in zweiter Linie Mitglieder der vielfältigen menschlichen Gemeinschaft oder der Kirche, dem einen Volk Gottes, das viele Sprachen spricht. "Zuerst kommt der Schoß der Mutter, das Haus des Vaters, das Dorf, die Gegend, das Land, der Nationalstaat, zuletzt die Menschheit", schreibt Caroline Sommerfeld.

In „Ausgrenzung und Umarmung“ geht es Volf um Identität, aber er ist nicht identitär.

... dass die
Feindesliebe, die in
Gottes Umarmung
der sündigen Menschheit
in Christus zum
Ausdruck kommt,
für den christlichen
Glauben und das Leben
in der Welt von
grundlegender
Bedeutung ist.

Auch, weil die
Globalisierungsprozesse
eine Spur des Leids
und der
Orientierungslosigkeit
hinterlassen haben.

Für Volf ist die Praxis der Umarmung und die Theologie, die sie untermauert, eine Dimension des wahren Lebens, eine Art von Leben, das durch Jesus Christus, das fleischgewordene Wort, ermöglicht wurde. Das Bekenntnis zu Christus als dem wahren Leben steht im Gegensatz zu der Vernachlässigung dessen, was in den hyperindividualistischen, marktorientierten Gesellschaften der Gegenwart am wichtigsten ist.

Volf hält fest: „Gottes unveränderliche und bedingungslos liebende Beziehung zu allen Menschen (Johannes 3,16) begründet deren gemeinsames Menschsein und Gleichheit. Der eine dreieinige Gott ist der Gott aller Menschen, von denen jeder ein einzigartiges und dynamisches Geschöpf einer bestimmten Zeit, einem Ort und einer Kultur ist.

In „Ausgrenzung und Umarmung“ geht Volf von einer solchen Darstellung des Charakters und der Herkunft der gemeinsamen Menschheit aus. Der Strang über identitätszentrierte Konflikte beruht auf der Überzeugung, dass die Feindesliebe, die in Gottes Umarmung der sündigen Menschheit in Christus zum Ausdruck kommt, für den christlichen Glauben und das Leben in der Welt von grundlegender Bedeutung ist: Die Unbedingtheit der göttlichen Liebe erfordert und ermöglicht die entsprechende Unbedingtheit der menschlichen Liebe.

Die Hauptthese von Volf ist folgerichtig: Der Wille, uns anderen hinzugeben und sie "willkommen" zu heißen, geht jedem Urteil über andere voraus.



Miroslav Volf ist gebürtiger Kroat und Professor für Systematische Theologie an der Divinity School der Yale Universität in New Haven, Connecticut. Sein Werk „Exclusion & Embrace“ gilt „Christianity Today“ als eines der 100 besten religiösen Bücher des 20. Jahrhunderts und wurde 2002 mit dem Louisville Grawemeyer Award in Religion ausgezeichnet.



Unter dem Eindruck des 11. September 2001 und der folgenden Terrorereignisse und dem massiven Flüchtlingselend weltweit hat Volf "Exclusion and Embrace" überarbeitet, um der Dynamik interethnischer und internationaler Auseinandersetzungen Rechnung zu tragen. Die lesenswerte Neuaufgabe, aus der die Zitate dieses Artikels stammen, liegt in deutscher Sprache bei Francke vor.

Das Fremde in mir

Vorurteile – wer kennt sie nicht? Der Autor spürt den eigenen Vorurteilen nach. Welchen Ursprung haben sie? Warum kommen neue hinzu? Und vor allem: Wie wird man sie wieder los? Und er beleuchtet das Ganze aus biblischer Perspektive.

Menschen mit ausländischen Wurzeln und soziale Randgruppen sind bis heute „beliebte“ Opfer für Vorurteile.

» Im Lauf meines Lebens haben sich eine ganze Menge von Vorurteilen angesammelt. Teils wurden sie mir in meiner Kindheit mit auf den Weg gegeben, teils habe ich selbst, oft unbewusst, meine „Sammlung“ erweitert. Nicht nur das: Ich habe sie auch weitergegeben. Damals, in den 1970-er Jahren war die Zeit der Gastarbeiter. Wir brauchten sie dringend als Arbeitskräfte und sie kamen auch in unsere Region. Neben ihrer Arbeitskraft brachten sie ihre eigenen, mir fremden Sprachen mit. Zu den fremden Sprachen kamen fremde Gerüche, zu den fremden Gerüchen überhaupt andere Lebensgewohnheiten. Feste wurden mit der ganzen Sippe gefeiert, es ging lautstark und fröhlich zu, lebenslustig. Ganz anders unsere schwäbische Mentalität: Eine festliche Familienfeier feierten wir bei gemischtem

Braten, Spätzle und Soße, dazu ein Salateller, natürlich mit Kartoffelsalat. Und wenn es was Besonders zu feiern gab, ging man dazu in eine Wirtschaft auf der Alb oder im Schwarzwald.

Im Großen und Ganzen waren diese Ausländer und Gastarbeiter nette Leute. In den persönlichen Begegnungen habe ich viele gute Erfahrungen in Erinnerung. Andererseits dürfte das nicht ganz so sein. Manchmal war auch ich als Zugezogener ein Außenseiter. Kein Wunder, dass ich andere, die durch ihre Herkunft noch mehr Außenseiter waren als ich, zusammen mit anderen „gemobbt“ habe. Ich erinnere mich noch an einen ausländischen Jungen, den wir im Kindergarten verhasst haben. Er konnte nichts dafür. Und mir tut die Gemeinschaft bis heute leid.

Gott sei Dank konnte ich viele dieser alten Vorurteile aufarbeiten. Doch immer, wenn ich denke, ich wäre damit fertig, tauchen sie wieder auf. Menschen mit ausländischen Wurzeln und soziale Randgruppen sind bis heute „beliebte“ Opfer für Vorurteile. Bis dahin, dass ganze Völker zu Fremden erklärt werden, die eigene Werte verwässern.

Was hilft? Begegnung und Gespräch. Immer wieder braucht es eine Neuausrichtung des Denkens im Kopf und in der Tat. Die Bibel spricht an dieser Stelle von „Buße“. Ein altes Wort, das doch etwas ganz Wichtiges zur Sprache bringt. Wörtlich übersetzt geht es um einen Sinneswandel, weg von mir hin zu Gott und dem/der Nächsten. Es ist ein Perspektivwechsel, der im Gleichnis vom „Barmherzigen Samariter“ (ein Ausländer!) so anschaulich wird. Da lenkt Jesus den Blick weg von dem, der hilft, hin zu dem, der Hilfe erfährt. „Wer von denen, die an dem Verwundeten vorbei gegangen sind, ist für ihn zum Nächsten geworden?“, fragt er seine Zuhörer. „Derjenige, der ihm geholfen hat!“, kommt als Antwort. Diesen Perspektivwechsel hat Jesus selbst vorgelebt. Am Kreuz betet er für die anderen, die ihm das Leben nehmen und selbst als Auferstandener hat er Geduld mit denen, die in ihr altes Leben zurückgekehrt sind. Er mutet das auch uns zu, bis heute.

Von Herzen sollten wir deshalb Brückenbauer sein - Menschen, die auf andere zugehen, auch wenn sie eine unbequeme Meinung oder Einstellung haben. Menschen, die anderen die Tür nicht zuschla-

gen. Hat nicht auch Jesus seinen Jüngern zugemutet, mit den Außenseitern ihrer Zeit Brot und Tisch zu teilen? Waren nicht seine Nachfolger und Nachfolgerinnen selbst ein bunter Haufen, der lernen musste, die Verschiedenheit auszuhalten?

Das zieht sich weiter hinein in die ersten Gemeinden. Im Galaterbrief (2,11ff.) berichtet Paulus von einer heftigen Auseinandersetzung mit Petrus. Hintergrund des Streits war die Frage, ob Gläubige aus den Heiden beschnitten werden müssen oder nicht. Mit den Wortführern der „Urgemeinde in Jerusalem“ hatte er sich darauf geeinigt, Gläubige aus den Heiden als vollwertige Mitglieder der Gemeinde anzuerkennen. Warum aber machte Petrus, der bei den Verhandlungen doch mit dabei war, auf einmal einen Rückzieher? Ausgerechnet die Tischgemeinschaft war es, die Petrus den nicht-jüdischen Gläubigen aufkündigte. Dies war der Ort, an dem Jesus Integration vorgelebt hat. Paulus brachte zur Sprache, was Sache war: Hier steht das Evangelium als Ganzes auf dem Spiel! Darum legte er sich auch mit Petrus an und wies ihn öffentlich zurecht.

Wenn Jesus bedingungslos annimmt und vergibt, können wir das nicht zur Symbolveranstaltung erklären. Spüren „die Fremden unter uns“, dass es uns ernst ist, wenn wir von „Brüdern und Schwestern“ reden? Oder trennen uns in unseren Gemeinden weiterhin Länder- und Milieugrenzen, obwohl Gott offensichtlich „die Person nicht ansieht“ (Apg. 10,34)?

Mit Vorurteilen jedenfalls muss aufgeräumt werden, auch mit den eigenen. Das ist ein schmerzhafter, aber auch ein heilsamer Prozess. Was im Himmel verheißen ist, nämlich eine gemeinsame Tafel für Menschen aus allen Ecken und Enden dieser Welt (vgl. Lk 13,29), soll heute schon in seiner Gemeinde gelebt werden. Gottes Liebe gilt den Verlorenen und Hilfsbedürftigen, den Nahen und Fernen, bis heute.

Andreas Hiller, Jahrgang '65, arbeitet seit September 2015 als Pfarrer in der evangelischen Betriebsseelsorge. Die intensive Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen gehört zum Profil der „gemeindebezogenen Sonderpfarrstelle Betriebsseelsorge“ im Kirchenbezirk Böblingen.



Neuausrichtung des Denkens im Kopf und in der Tat.

Mit Vorurteilen jedenfalls muss aufgeräumt werden, auch mit den eigenen.

Auf andere zugehen, auch wenn sie eine unbequeme Meinung oder Einstellung haben.

Rassismus macht nicht vor der Kirchentür halt

Wenn wir von Rassismus reden, reden wir oft von den anderen. Warum nicht einmal über uns selbst?

» Wenn ich mir Talkshows zu den Themen Rassismus oder Identitätspolitik ansehe, erlebe ich häufig ein Schwarz-Weiß-Denken, das die Debatten aufkochen und die Menschen streiten lässt. Dabei sehe ich gerade in diesen Themen eine große Chance für uns Christ*innen, bessere Dialoge führen zu können. Gleichzeitig ist es als Kirche gefährlich, das Thema Rassismus von außen zu betrachten und uns als „die Guten“ zu betrachten. Als die, die nichts mit strukturellem Rassismus zu tun haben.

Wenn ich von Rassismus spreche, meine ich nicht den vielzitierten Rechtsextremismus und auch nicht jenen Rassismus, der Deutschland bis 1945 beherrschte. Ich meine eine rassistische Prägung, die sich seit der Aufklärung unbemerkt in uns verankert hat. Zur Zeit der Aufklärung brauchten die Menschen einen Legitimationstrick, mit dem es ok war, zum einen die Werte der Aufklärung - Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit - hochzuhalten und zum anderen die Menschen kolonial auszubeuten. Also haben Gelehrte aus Philosophie, Kirche und Wissenschaft dazu beigetragen, ein Rassenkonstrukt in die Welt zu tragen und aufrechtzuerhalten, in dem eins feststand: Ganz oben steht die „weiße Rasse“. Eine Rasse, die die Werte der Aufklärung in sich vereint. Alle anderen sind Menschen zweiter Klasse und wurden entmenslicht.

Heute wissen wir natürlich, dass es keine biologischen Menschenrassen gibt. Und doch gibt es immer wieder Äußerungen, die auf eben diese Klassifizierung zurückführen. Zum Beispiel wenn in der Kirche davon gesprochen wird, dass unsere afrikanischen Geschwister „Rhythmus im Blut“ haben oder die Deutschen „per se pünktlich“ sind und eine „innere

Uhr sie antreibt“. Oder wenn in Medien darüber spekuliert wird, warum Läufer*innen aus Kenia bei den olympischen Spielen so schnell sind und sauber finanzierte Studien dann herausfinden wollen, dass die kenianische Wade im Schnitt 15 Gramm leichter ist. Vergleichbare Studien sucht man bei weißen Schwimmweltmeister*innen vergebens, weil bei ihnen die Gründe „Fleiß und hartes Training“ ausreichen.

Diese Bilder werden auch in unserer Kirche verfestigt, weil dort People of Color durchaus im kirchlichen Kontext zu sehen sind, aber fast ausschließlich als hilfsbedürftige Protagonist*innen auftreten, beispielsweise in der Diakonie, auf Spendenplakaten, bei der Arbeit mit Geflüchteten, der Hausaufgabenhilfe, auf der Fairtrade-Schokolade ... Wir sehen sie aber kaum bis gar nicht auf der Kanzel, im Kirchengemeinderat, der Kirchenleitung, im Mitarbeiter*innenkreis oder in unterschiedlichsten Planungstreffen. Wenn ich heute durch die Innenstadt laufe, sehe ich deutlich, dass unsere Gesellschaft zu etwa einem Viertel aus Menschen mit Migrationshintergrund besteht. Der Anteil bei den Kindern unter fünf Jahren liegt sogar bei 41 Prozent. Wenn ich Sonntag morgens in

*People of Color
sind kaum bis gar nicht
auf der Kanzel,
im Kirchengemeinderat,
der Kirchenleitung*

*Es mag wehtun,
Rassismus bei sich
selbst zu erkennen.
Doch so können
wir gemeinsam
Verantwortung
übernehmen,
und zu einer
gemeinschaftlichen
Kirche werden.*

den Gottesdienst gehe, sehe ich von dieser Vielfalt nichts. Die Diskrepanz ist aber kein Zufall, denn sie hat mit den verfestigten Bildern und Vorurteilen zu tun und mit der mangelnden Aufarbeitung der eigenen kolonialen Verstrickungen in der Entstehung des Rassenkonstrukts. Ich selbst konnte mir zum Beispiel nie vorstellen, Pfarrerin zu werden, weil es für mich in der Kirche schlichtweg keine Vorbilder gab. „You can only be what you can see“¹ – es gibt an den entscheidenden Stellen unserer Kirche bis heute viel zu wenig People of Color.

Und wenn wir schon über Rassismus reden, reden wir nur zu oft von den anderen und betrachten uns als Kirche viel zu selten mit der notwendigen Selbstkritik. Dabei hängt unsere Zukunftsfähigkeit doch auch davon ab. Gerade in Hinblick auf schwindende Mitgliedszahlen in einer pluralen Gesellschaft muss sich Kirche selbstkritisch in den Blick nehmen und so den vielfältigen Identitäten Beachtung und Achtung entgegenbringen.

In der Bibel sehen wir, wie Gott selbst sich von Anfang bis Ende an der Seite der Unterdrückten sieht: Gott rettet durch den

Exodus, Jesus lebt und predigt, wo er sich und Gott in der Welt sieht. Und Paulus warnt vor Spaltung und ruft zur Liebe untereinander auf, in einer Kirche, die schon damals nicht mono-kulturell gedacht war. Außerdem sehen wir uns als Christ*innen als Leib Christi.

Dieses Bild des Leibes kann uns helfen, uns von latentem Schwarz-Weiß-Denken zu lösen und versteckte Rassismen gemeinsam zu überwinden. Es mag wehtun, Rassismus bei sich selbst zu erkennen. Es mag schwer sein, die Dinge anders zu betrachten als wir es gewohnt sind. Doch so können wir gemeinsam Verantwortung übernehmen, uns verändern und die nachfolgenden Generationen prägen und zu einer gemeinschaftlichen Kirche werden, von der bereits Paulus, Martin Luther King und viele andere geträumt haben.



Sarah Vecera
Theologin, Aktivistin, Mama
Autorin „Wie ist Jesus weiß
geworden?“
[/www.instagram.com/moyo.me/](https://www.instagram.com/moyo.me/)



Von Anfang an war die Kirche für alle Menschen gedacht. Trotzdem gibt es auch in ihr rassistische Strukturen, die weißen Menschen meistens gar nicht auffallen. Sarah Vecera macht auf diese Strukturen aufmerksam und erklärt, wie jeder und jede etwas dagegen tun kann. Sie will ermutigen, eine Kirche zu gestalten, in der sich jeder willkommen fühlt. „Wie ist Jesus weiß geworden – mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus“. 14 Tagen nach Bucherscheinung ging die zweite Auflage in den Druck...

Was mache ich hier eigentlich? –

wenn der eigene Glaube
fremd wird

David Lehmann im Interview mit Jakob „Jay“ Friedrichs.
Jakob „Jay“ Friedrichs, bekannt als Kabarettist von superzwei,
dem Podcast Hossa Talk und Musiker. Der Titel seines neuen
Buches lautet: „Ist das Gott, oder kann das weg?“

» Jay, wann hast du dich einmal in einer Kirche fremd gefühlt?

Jay Friedrichs: Ich erinnere mich daran, dass ich als Jugendleiter mit meinen Jugendlichen aus der Landeskirche zu einem charismatischen Heilungsgottesdienst gefahren bin, weil ich selbst 30 Jahre lang in einer solchen Gemeinde unterwegs war. Meine Jugendlichen konnten gar nichts damit anfangen. Und ich habe mich plötzlich in der Verteidigungsrolle dieser Spiritualität wiedergefunden und bin mir selbst völlig fremd geworden für einige Augenblicke. „Durchlebt das erst einmal so wie ich, dann dürft ihr lästern!“, dachte ich.

Was hast du denn durchlebt in deiner „charismatischen“ Zeit?

Jay Friedrichs: In der charismatischen Welt kann man echt eine Menge Spaß haben – und das meine ich gar nicht polemisch. Aber wenn man sie zu ernst nimmt, dann wird es schwierig. Und ich bin jemand, der die Dinge immer ernst nehmen wollte. Ich wollte ein intensives geistliches Leben haben, so wie das in meiner Gemeinde sonntags gepredigt wurde. „Jeden Tag eine Stunde Zungenrede muss mindestens drin sein“, habe ich mir gesagt. Und ich bin aber letztlich völlig daran gescheitert, so ein Leben zu führen.

Wie ist dir dein eigener Glaube fremd geworden?

Jay Friedrichs: In meiner Gemeinde war es üblich, dass man im Gottesdienst umfällt. Eines Tages lag ich also auf dem Rücken auf dem Boden des Saals und mich überkamen Fremdheitsgefühle: „Was mache ich hier eigentlich? Passiert hier irgendetwas oder haben wir nur eine gruppendynamische Erfahrung?“ Wir feierten Heilung, Sieg, Durchbruch und Triumph, aber in meinem eigenen Leben habe ich nichts davon erlebt. Außerdem hieß es, die Bibel sei eine klare und widerspruchsfreie Gebrauchsanweisung fürs Leben. Beim Lesen dachte ich aber: „Was für eine scheiß Gebrauchsanweisung ist das, wenn ich dafür ein Sprachenstudium brauche?“ Ich bin dann mit meinen Fragen zu Menschen in der Gemeinde gegangen, aber sie wurden weggelächelt. Zunehmend wurde ich wie ein Fremder behandelt, wie ein Ketzer.

Wie bist du mit diesen Erfahrungen umgegangen?

Jay Friedrichs: Für mich war klar, dass ich, wenn ich so weiterglaube und diese Machtgefälle und Ausgrenzung weiter erlebe, verrückt werde und irgendwann in die Psychiatrie muss. Also habe ich die Reißleine gezogen. Plötzlich hat sich keiner mehr bei mir gemeldet. Einige haben sogar vor mir gewarnt. Das war menschlich sehr verletzend, wenn man von seinem gesamten sozialen Gefüge plötzlich als Fremder gesehen wird.

Was hat das mit deiner Gottesbeziehung gemacht?

Jay Friedrichs: Gott hat sich mir fremd angefühlt, als würde er mir den Rücken zukehren. Dabei hatte ich doch alles gemacht, immer 150 % gegeben und mich immer wieder bekehrt. Aber nun war eine völlige Leere in mir und ich dachte: „Entweder es gibt Gott nicht, oder er hasst mich.“ Die Überwindung dieser Enttäuschung von Gott hat am längsten gedauert.

Wann konntest du wieder unbeschwert glauben?

Jay Friedrichs: Insgesamt habe ich zwölf Jahre an diesem Bruch geknabbert, bis ich wieder leichtfüßig wurde. Meine Tochter ist in dieser Zeit gestorben und es war tröstlich, mir vorzustellen, dass wir uns irgendwann wiedersehen. Gleichzeitig habe ich mich intensiv mit dem Atheismus auseinandergesetzt und empfand viele der Argumente gut und schlüssig. In mir tobte eine hitzige Debatte um die Frage nach Gott. Es gab dann einen Moment, in dem ich erkannt habe, dass es eine Pattsituation ist. Dann dachte ich: „Wenn ich schon nicht entscheiden kann, ob es Gott gibt oder nicht, was fände ich denn schöner?“ Und ich stellte fest, dass ich es wesentlich schöner fände, wenn es Gott gibt. Nach dieser fast schon rationalen Entscheidung kam der Sturm in mir zur Ruhe und ich konnte erstmals wieder etwas spüren, das ganz leise vor sich hin glaubt – eine Art neue Gottesfröhlichkeit.

Was möchtest du Menschen sagen, die ähnliches erleben?

Jay Friedrichs: Herzlich willkommen! Diese Erfahrungen der Fremde gehören zum Christsein dazu. Ich glaube, dass Gott nicht abfällig und vorwurfsvoll auf uns herunterschaut und sagt: „Warum glaubt der das nicht einfach?“. Im Gegenteil: Wenn Gott in mir ist, dann wird er mir auch helfen, meinen Weg zu finden – auch über Umwege des Unglaubens. Man braucht keine Angst vor dieser Erfahrung und dem eigenen Lebensweg zu haben, auch wenn manche Menschen ungläubig aus so einer Dekonstruktion herauskommen. Außerdem hat es mir geholfen, mit anderen darüber zu reden und eine Art neue spirituelle Routine beizubehalten. Ich habe schon erlebt, dass ich morgens in die Meditationszeit als „Atheist“ reingehe und das nur mache, weil mir die Ruhe guttut und ich dann nach 20 Minuten bemerke: Ich glaube wieder.



David Lehmann, Tübingen, studiert Theologie und ist Mitglied im Redaktionsteam und Leitungskreis.

Die Chance interkultureller Begegnung auf dem Himmelsfels

Carmen Lauble hat sich im Gespräch mit Steffen Blauth und Li-Wen über die Arbeit auf dem Himmelsfels informiert.

Ein besonderer
Begegnungsort im
interkulturellen
und interreligiösen
Bereich



Steffen Blauth, Himmelsfels (Hessen) studierte Soziale Arbeit/ Gemeinde- und Religionspädagogik, seit 2014 Bereich Gästebetreuung und Koordination des internationalen Freiwilligenteams tätig

» Mit einem Berg aus Bauschutt fing alles an

Es gibt Geschenke, die so unglaublich scheinen, dass es Bedenkzeit braucht, um diese annehmen zu können. Der evangelische Theologe Johannes Weth bekam im Herbst 2003 einen Berg aus Bauschutt als Geschenk angeboten. Auf dieser Bauschuttdeponie entstand im Laufe der folgenden Jahre der Himmelsfels, der seit 2007 als gemeinnützige und ökumenische Stiftung geführt wird. In den vergangenen 19 Jahren hat sich aus dem Projekt eine Gemeinschaft entwickelt, die ein besonderer Begegnungsort im interkulturellen und interreligiösen Bereich ist. Rund um den Himmelsfels leben Menschen mit unterschiedlichem kulturellem, ethnischen und religiösem Hintergrund zusammen – manche dauerhaft, andere zeitlich begrenzt. Daraus haben sich verschiedene Schwerpunkte für das Gästeprogramm entwickelt.

Veranstaltungen zur interkulturellen Gemeindearbeit

Neben Fragen zur Überwindung von Rassismus und der Fortbildung zum „Intercultural Coach“ gehören Veranstaltungen zu interkultureller Gemeindearbeit sowie Jugend- und Familiencamps zu den Angebo-

ten. Ein Team von Freiwilligen unterstützt diese Programme im Rahmen eines Interkulturellen Sozialen Jahres. Eine davon ist Li-Wen (23 Jahre) aus Taiwan.

Die junge Frau hat in Taiwan ein Studium zur Dolmetscherin für Chinesisch/Englisch absolviert, bevor sie im Frühjahr 2022 nach Deutschland gekommen ist. Der Kontakt zum Himmelsfels kam über die Arbeit zum Weltgebetstag zustande. Taiwan steht 2023 im Focus. Auf dem Himmelsfels und in Werkstätten außerhalb unterstützt Li-Wen Veranstaltungen im Rahmen des Weltgebetstags. Sie nutzt diese Möglichkeit des interkulturellen Austauschs und Zusammenlebens, um für sich neue Erfahrungen zu sammeln. Aber auch, um in ihrer Heimat kompetent bei den Vorbereitungen für den Weltgebetstag mitwirken zu können.

Sich mit Fremdheitserfahrungen auseinandersetzen

Für Li-Wen bietet der Aufenthalt auf dem Himmelsfels die große Chance, sich im Zusammenleben mit anderen zu üben. Die Begegnung mit Menschen aus so unterschiedlichen religiösen und kulturellen Hintergründen kann für Missverständnisse und Konflikte sorgen. Daraus zu lernen,

sie zu überwinden und einander besser zu verstehen, ist ein Anliegen von Li-Wen für ihren Aufenthalt.

Freude an der Vielfalt

„Der Himmelsfels ist ein Ort, an dem sich Menschen treffen und miteinander leben, die sich sonst nie getroffen hätten“, sagt Steffen Blauth. Das Team des Himmelsfels versucht für Gäste einen „safe-space“ zu schaffen, der die gemeinsame Freude an der Vielfalt fördert und gegenseitiges Kennenlernen ermöglicht. Gerade in der gemeinsamen Arbeit besteht die Chance, sich in einer Art und Weise zu begegnen, dass es zu einem Transformationsprozess kommt. So sollen eigene Vorurteile und Klischees überwunden werden.

Dabei handelt es sich nicht um eine interkulturelle Übung. Die Veränderungen geschehen auch nicht einfach so. Sie entstehen aus dem Zusammenleben und dem sich aufeinander Einlassen. Wichtig ist, dass Menschen sich auf Augenhöhe begegnen. Daraus entsteht Vertrauen. Das ermöglicht, auf Menschen zuzugehen, die sich bisher fremd waren.

Wichtig aus Sicht von Steffen Blauth ist die Bereitschaft, sich mit den eigenen Vor-

urteilen und Klischees, den eigenen Fremdheitserfahrungen und Verletzungen auseinander zu setzen. Wenn es gelingt, sein Gegenüber zuerst einmal neutral wahrzunehmen, ist es leichter, inneren Widerstand zu überwinden.

Im Interkulturellen Sozialen Jahr machen Menschen regelmäßig die Erfahrung, dass Fremdheit und Andersartigkeit herausfordern, aber dass sie auch Chancen und Reichtum bieten. Der gemeinsame Austausch und die Möglichkeit der Rückfragen spielen eine wichtige Rolle. Je mehr ich von Menschen anderer Kulturen und Religionen weiß und je mehr ich mit ihnen zusammenarbeite, desto kleiner werden Vorurteile und Klischees. Gute Voraussetzungen also, um Rassismus aktiv zu überwinden.

Weitere Infos:
<https://gemeinde-auf-angenhoehe.de>
<https://himmelsfels.de/>



Carmen Lauble, Grunbach Mitglied des Redaktionsteams sieht in der Arbeit auf dem Himmelsfels eine große Chance für ein gutes Miteinander der Kulturen

Wichtig ist die
Bereitschaft, sich
mit den eigenen
Vorurteilen
und Klischees,
den eigenen
Fremdheits-
erfahrungen und
Verletzungen
auseinander-
zusetzen.

Eine Handvoll Fragen an drei Synodale von Kirche für morgen ...



Wir setzen uns ein und bleiben dran – am Aufbruch für morgen!



Tobi Wörner

Stuttgart
Projektreferent
beim EJW und freiberuflicher
Redner, Coach & Texter
Ausschuss: KGS – Kirche, Ge-
sellschaft, Öffentlichkeit und
Bewahrung der Schöpfung

Was war deine Hauptmotivation für deine Kandidatur für die Synode?

In der vorherigen Landesynode habe ich zwei Dinge gelernt: es ist ganz schön schwer, in der großen alten Landeskirche etwas zu verändern. Und das Zweite: wenn man was verändern will, muss man in die Synode – und sich auf diese Gremien und Strukturen einlassen. Unsere Kirche befindet sich in einem großen Wandel und wir können ihn mitgestalten.

Gibt es eine Erfahrung aus der Synodenarbeit, in der dir eine Art „Fremdheit“ begegnet ist?

Nur eine? Permanent begegnet mir Fremdheit. Immer dann, wenn ich bemerke: Da versteht jemand Kirche, Glaube und Gott ganz anders als ich. Ich will diese Fremdheit immer als Einladung verstehen. Als Einladung in die Weite.

Welche Veränderungen durch Ereignisse der vergangenen Monate haben dich verändert?

Die Bischofswahl im März. Ich erkenne, unsere Kirche hat nicht nur einen immensen Bedeutungsverlust und Mitgliederrückgang zu verkraften. Wir haben auch ein dickes Kommunikationsproblem. Was, wenn Kirche nicht mehr verstanden wird?

Was sind die wichtigsten Ziele, die du in der Synode gerne erreichen möchtest?

Für unsere Kirche im großen Wandel: Viele kleine Schritte der Transition. Wir brauchen in allen kirchlichen Bereichen mehr Innovationskraft und Experimentierfreude. Mein Ziel ist eine größtmögliche Flexibilität und Weiterentwicklung der Strukturen bei größtmöglicher Einheit in der Vielfalt theologischer Positionen.

Gibt es Wünsche an die Mitglieder von Kfm, um dich in der Arbeit der Synode zu unterstützen?

Gebet, Ermutigungsnachrichten, Ferrero Rocher.



Matthias Böhler

Besigheim
Orgelbaumeister
Mitglied im Ältestenrat,
im Ausschuss für Bildung und
Jugend und im Sonderausschuss
für inhaltliche Ausrichtung und
Priorisierung

Was war deine Hauptmotivation für deine Kandidatur für die Synode?

Ich will nicht nur kritisieren, sondern mitgestalten. Das motiviert mich für die Arbeit in der Synode. Ich bin froh über die basisdemokratische Organisation unserer Landeskirche. Die direkte Wahl der Landesynodalen durch die Gemeindeglieder ermöglicht ein breites Spektrum und eine bunte Mischung an Menschen mit unterschiedlichen Prägungen und Meinungen.

Gibt es eine Erfahrung aus der Synodenarbeit, in der dir eine Art „Fremdheit“ begegnet ist?

Immer wieder begegnet mir Fremdheit. Fremd sind mir theologische Positionen, die nicht meiner Prägung entsprechen, Kirchenbilder, die nicht meine sind oder Arbeitsfelder, von denen ich noch nie gehört habe. Die Arbeit in der Synode fordert dabei immer wieder heraus und zeigt gleichzeitig, wie bunt und vielfältig unsere Kirche ist. Darüber bin ich dankbar.

Welche Veränderungen durch Ereignisse der vergangenen Monate haben dich verändert?

Ich habe ganz neu den Wert von realen Begegnungen schätzen gelernt. Da hat was gefehlt. Das war vor allem auch für den Start in die neue Synode schwierig. Die Diskussionen in der Synode leben ja gerade auch von den Gesprächen außerhalb der Tagesordnung zum Beispiel abends an der Hotelbar.

Was sind die wichtigsten Ziele, die du in der Synode gerne erreichen möchtest?

Es geht um die Zukunftsfragen: Wie sieht Kirche 2030 aus? Wo setzen wir Schwerpunkte? Haben wir den Mut, uns von Dingen zu trennen? Wie wird Kirche zukunftsfähig? Da möchte ich mitdenken. Ich mache mich für eine Kirche stark, die für eine offene Beteiligungskultur steht und in neue Formen von Kirche investiert.

Gibt es Wünsche an die Mitglieder von Kfm, um dich in der Arbeit der Synode zu unterstützen?

Ich freue mich über Interesse der Mitglieder an unserer Arbeit in der Synode, über eine Rückmeldung zum Newsletter oder über eine:n Zuhörer:in im Hospitalhof. Ich finde es klasse, dass wir mit dem „Talk für morgen“ eine unkomplizierte Art gefunden haben, um miteinander zu den aktuellen Themen ins Gespräch zu kommen. Und natürlich bin ich dankbar für alles Drandenken und Beten!



Reiner Klotz

Steinheim
Diakon
Finanzausschuss /
Mitglied im Landes-
kirchenausschuss

Was war deine Hauptmotivation für deine Kandidatur für die Synode?

Ich habe für die Synode kandidiert, weil ich noch Hoffnung für unsere gute alte Kirche habe und Verantwortung für eine zukunftsfähige Kirche übernehmen möchte. Die Landessynode kann Strukturen schaffen und Prozesse in Gang setzen, die einen konsequenten Umbau von der Betreuung zur Beteiligungskirche ermöglichen.

Gibt es eine Erfahrung aus der Synodenarbeit, in der dir eine Art „Fremdheit“ begegnet ist?

Manche Äußerungen und Erfahrungen sind mir fremd und ich verstehe die Welt, bzw. die Kirche nicht mehr. Aber als neugieriger Mensch möchte ich das Fremde erforschen und meinen Horizont erweitern.

Welche Veränderungen durch Ereignisse der vergangenen Monate haben dich verändert?

Das kleine Virus hat gezeigt, dass ein „weiter so“ in der Kirche und Gemeindegemeinschaft nicht geht und wir einen Veränderungsprozess brauchen. Vieles konnte dank der Digitalisierung schneller und innovativer umgesetzt werden, das spart enorme Ressourcen. Jetzt ist es notwendig, die Menschen wieder zusammen zu bringen und gemeinschaftsfördernde Angebote zu machen. Mir selbst haben die persönlichen Begegnungen gefehlt.

Was sind die wichtigsten Ziele, die du in der Synode gerne erreichen möchtest?

Ich setze mich für Experimentierräume ein, in denen Kirche heute und morgen gelebt werden kann. Bei diesen Reformprozessen möchte ich mich einbringen und ein zuverlässiger Mitstreiter sein.

Gibt es Wünsche an die Mitglieder von Kfm, um dich in der Arbeit der Synode zu unterstützen?

Die Bereitschaft, mitzumachen und sich einzubringen und durch das Gebet uns allen den Rücken zu stärken.

Zuerst fremd, dann Bischof

Im ersten Wahlgang konnten sich gerade 19 von über 80 Synodalen vorstellen, dass Ernst-Wilhelm Gohl neuer Landesbischof der evangelischen Kirche in Württemberg wird. Am Ende einer spannenden Wahl hatte der Ulmer Dekan eine Zweidrittel Mehrheit. Die Kfm-Synodale Marion Blessing hat den neuen Bischof zu Trends, Zielen und Vision befragt.



Erstmals sind weniger als die Hälfte aller Menschen im Land Mitglieder einer der beiden großen Kirchen. Die Freiburger Studie spricht von einem deutlichen Mitgliederrückgang, vor allem der 20- bis 40-jährigen. Wie werden wir für diese Menschen eine einladende Kirche?

Ernst-Wilhelm Gohl: Unsere Gesellschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Sie ist multikultureller und multireligiöser geworden. Daneben hat die Bindekraft der großen Institutionen nachgelassen. Die Freiburger Studie hat eine Entwicklung wissenschaftlich untermauert, die viele kirchlich Engagierte schon seit Jahren wahrnehmen. Auf diese Entwicklung wurde bereits reagiert. Ich denke an die Einführung von Konfi 3 oder neue Konzepte in der Konfirmandenarbeit, Aktionen zur Mitgliederbindung, die Erprobung neuer Gemeindeformen, die „neuen Aufbrüche“, Verschlankung der Verwaltung, damit Pfarrern und Pfarrerinnen mehr Zeit für ihre pastoralen Aufgaben haben und der Ausbau der digitalen Infrastruktur. Das eine Patentrezept gibt es nicht. Aber ich erlebe, dass Menschen gerne in der Kirche sind, wenn sie sich einbringen können. Dass wir Ideen ausprobieren und Projekte umsetzen, dazu will ich ermutigen – auch wenn wir dabei Fehler machen. Aber eine am Evangelium orientierte Kirche ist eine fehlerfreundliche Kirche.

Der lang prognostizierte Rückgang der finanziellen Mittel ist nun eingetreten. Welche Aufgaben

müssen beibehalten werden, welche wegfallen?

Ernst-Wilhelm Gohl: Der Rückbau kirchlicher Strukturen ist notwendig und zugleich schmerzhaft. In Zeiten der PfarrPläne erlebt das jeder Kirchenbezirk und jede vom PfarrPlan betroffene Kirchengemeinde. Solche Prozesse gelingen nur, wenn man sich gegenseitig vertraut, die Beteiligten sich nicht in Partikularinteressen „verhaken“, sondern das Ganze im Blick behalten. Wir werden uns in den nächsten Jahren von einigen liebgewordenen Angeboten verabschieden müssen. Die Entscheidung trifft letztlich die Landessynode, dem will und kann ich nicht vorgreifen. Mir ist wichtig, dass wir einen Perspektivwechsel in den Debatten vollziehen: Weg vom Behalten-Wollen, hin zu den Chancen, Kirche und Gesellschaft neu zu prägen! Für mich zeigt sich Kirche besonders beim Feiern der Gottesdienste und bei der Hilfe für die Schwachen.

Was ist deine Vision von Kirche und wie möchtest du das in den nächsten 10 Jahren umsetzen?

Ernst-Wilhelm Gohl: Talente nicht vergraben, sondern zum Leuchten bringen. Das wünsche ich mir von den Menschen, die zusammen unsere Landeskirche ausmachen. Vom Guten erzählen, das es in unserer Kirche und in unseren Gemeinden gibt. Menschen überzeugen, warum es gut und sinnvoll ist, in der Kirche zu sein. Dazu will ich als Landesbischof ermutigen, und mich und andere daran erinnern, was Martin Luther über die Zukunft der Kirche sagt: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werden's auch nicht sein: Sondern, der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.““

Das Redaktionsteam wünscht dem neuen Bischof Gottes reichen Segen, viel Kraft und Mut, um gemeinsam mit den Menschen unserer Kirche die notwendigen Reformprozesse voranzubringen.



Marion Blessing steht für eine Kirche, in der Menschen ihren Glauben und das Leben teilen und sich gemeinsam für Gottes Welt einsetzen. Die diplomierte Sozial-Pädagogin lebt mit ihrer Familie in Holzgerlingen und vertritt Kfm in der 16. Landessynode von Württemberg.



„Unruhig ist
unser Herz,
bis es Ruhe findet
in dir, oh Gott“

(Augustinus)

BeGEISTert unterSCHEIDEN

Einkehrtage von Kirche für morgen e.V.

mit Ruth Maria Michel, Zürich

Freitag, 21. bis Sonntag, 23. Oktober 2022

Evangelisches Einkehrhaus Stift Urach

Menschen, die auf ein Einkehrwochenende gehen, haben in der Regel genug zu tun. Nicht selten mehr als genug. Die diesjährige Retraite von Kirche für morgen möchte genau diesen Umstand aufgreifen: Wir wollen uns von unserer Referentin Ruth Maria Michel in die Stille führen lassen, Abstand zu unserem Alltag gewinnen und mit Hilfe des Instruments der Unterscheidung der Geister unser eigenes Engagement betrachten. Nicht umsonst gehört die Spannung zwischen Betrachtung (contemplatio) und Aktivität (actio) schon seit der Antike zu den am intensivsten diskutierten Fragen in Theologie und Philosophie. Und wir heute? Worin gründet unser Engagement? In welcher Ruhe liegt unsere Kraft? Auf welcher Grundlage und mit welcher Methode treffen wir unsere Entscheidungen? Was tun wir, was lassen wir? Ist mein Engagement auf lange Sicht lebensfördernd? – Das Wochenende gehört zur contemplatio-Seite unseres Lebens und möchte Impulse für dessen actio-Seite mitgeben.

Elemente unserer Einkehrzeit: Impulse zum Thema, Meditation, persönliche Reflexion, Austausch in der Gruppe, gemeinsamer Gottesdienst, auf Wunsch teilweises Schweigen



Ruth Maria Michel,
Theologin, Exerzitienbegleiterin,
Leiterin Ressort
Spiritualität der VBG
(Vereinte Bibelgruppen), Zürich

Beginn: Freitag, 21. Oktober um 18 Uhr
Ende: Sonntag, 23. Oktober um 13 Uhr

Kosten: 250.- € Doppelzimmer,
270.- € Einzelzimmer

Eingeladen sind: Mitglieder von Kirche für morgen und gerne weitere Interessierte

Schriftliche Anmeldung bis 22.07.2022 bei der Kfm-Geschäftsstelle, Inge Frank, info@kirchefuermorgen.de bei gleichzeitiger Überweisung der Kosten auf das Konto von Kirche für morgen mit dem Vermerk „Einkehrtage“, IBAN: DE43 5206 0410 0000 4194 35

Referentin:

Ruth Maria Michel, Theologin, Exerzitienbegleiterin, Leiterin Ressort Spiritualität der VBG (Vereinte Bibelgruppen), Zürich

Organisation:

Dr. Kathrin Messner, Theologin, Lehrerin, Geschäftsführerin der Evang. Bildung Reutlingen, Mitglied von Kirche für morgen, Tübingen

Kooperation:

Kirche für morgen, Evang. Bildung Reutlingen, Evang. Erwachsenenbildung im Rems-Murr-Kreis



Zu guter Letzt

Ich sagte zu Gott:
„Gott, ist es okay, Fremde zu lieben?“

Und Gott sagte zu mir:
„Was ist das? ‚Fremde‘?
Ihr macht Fremde.
Ich mache keine Fremden.“

(Jüdische Küchenweisheit)

KIRCHE FÜR
MORGEN

